Zeitschrift: Nidwaldner Kalender
Herausgeber: Nidwaldner Kalender
Band: 72 (1931)

Artikel: Wilde Wasser : Volkserzählung aus Unterwalden
Autor: Matt, Josef von
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1008089

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 22.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Wilde Waſſer.

Volkserzählung aus Unterwalden
von Joſef von Matt.

Warum Peter den längern Weg zur Hütte ging.

Zwei Fußwege führten vom Seewlihof zur Sennhütte, der eine war etwas ſteiler und kürzer, der andere machte einen kleinen Umweg, ging aber nahe beim Bärtelisacher-haus vorbei. In letzter Zeit ging Peter, der junge Sohn vom Seewlihof, immer den längern Weg; jeden Morgen trug er ſeine Brennte voll Milch auf dem Umweg zur Hütte. Der Vater, der ihn deshalb einmal befragte, erhielt eine kurze Antwort: Er wäre vor ein paar Wochen beim Haar auf der abſchüſſigen Stelle ausgeglitten, und er hätte halt Sorg zu der teuern Milch. S'Anneli vom Bärtelisacher, das um die Zeit oft am Brunnen wuſch, hätte dem Vater eine andere Antwort geben können.

An einem prächtigen Oktobermorgen bedeckte der erſte Reif die Matten. Trotz der Kälte, die ſtahlblau am Himmel gegen die Sonne kämpfte, mußte s'Anneli mit Wäſche an den Brunnen. Es war ein geſundes, blühendes Bauernkind mit blauen Augen, roten Backen und wilden blonden Haaren, die einfach nicht gehorchen wollten, wenn es ſie noch ſo ſchön züpfte und noch ſo oft aus dem Geſichte ſtrich. Fröhlich lachend trat es in den Morgen hinaus. Was ſoll ein geſundes, ſchönes Bauernmeitſchi mit zwanzig Jahren auch für Sorgen haben? Höchſtens vielleicht, daß der Seewlihofpeter unbeachtet ſchon vorüber wäre, oder daß vielleicht ausnahmsweiſe ſein Vater mit der Milch zur Hütte ginge. Sonſt waren wenig Sorgen auf dem Bärtelisacher zu Hauſe. Schön ſteht das Haus an der Halde und etwas weiter weg der große Gaden. Eine Linde wacht ſeit undenklichen Zeiten am Gartenеck, gerade dort, wo der lange Brunnentrog aufhört. Ein Spicherli ſteht auch noch dabei, und eine Bank davor für den Feierabend und den Großvater.

Pflügender Bauer. Gemälde von Rudolf Koller.

Anneli ſchaute ängſtlich um ſich, warf die drei, vier Wäſcheſtücke in den Trog, drückte ſie unter Waſſer und ſprang an den Gartenhag, wo es den ganzen Weg, faſt bis zur Sennhütte überblicken konnte. Dann ſah es hinüber, wo der Pfad vom Seewlihof her kam. Kaum hatte es hinter dem Hubel einen Brenntendeckel hervorlugen geſehen, ſprang es ſchnell an den Brunnen zurück und hatte eifrig zu tun, horchte aber geſpannt auf die immer näher kommenden Schritte. „Guten Morgen, Anneli", ſagte Peter. „Nein, du haſt mich aber jetzt erſchreckt! Was iſt das aber auch für eine Art?" Dann ſchaute s'Anneli langſam herum, zuerſt auf die Holzſchuhe, auf die braunen Hoſen, dann auf die ſonnenverbrannten Arme, hinauf in Peters Geſicht, mitten in die großen dunkeln Augen hinein und lachte. „Haſt gut geſchlafen, und lang? Siehſt viel beſſer aus als am Montag", nahm den Eimer und ging ins Haus. Und Peter ſchritt luſtig, ein Soldatenlied vor ſich hinpfeifend, den Hang hinab.

Oben im Haus kochte s'Anneli ſeinen Eltern und dem Großvater den guten, braunen Morgenkaffee und ſang in dieſen Reifmorgen hinaus ein Liedlein von Vergißmeinnicht und Maienglück.

Wie der Mattſepp dem Peter die Zufriedenheit verdarb.

Unten am Weg in der Sennhütte maß der Peter ſeine Milch, ſchüttete ſie ins Keſſi und hörte zu, wie die andern Milchträger erzählten. Sie redeten vom Markt in der Stadt. Vom Ankenpreis und vom Roßhändler; er hätte wieder ſchöne Pferde aus Belgien und Ungarn gebracht. Ja, wenn man ſo Geld hätte, übergenug. Einen Fuchs, ſagte der alte Bächlimelk, hätte der Roßhändler ihm gezeigt, einen ganz ſchönen, gleich gut für ans Heufuder wie ans Rennwägeli. Peter hörte ruhig zu und frug nur ſo zwiſchenhinein, ob man den Fuchs wohl noch ſehen könnte in der Stadt. Da nahm der alte Mattſepp ſeine Brennte an den Rücken, ging zur Türe und gab ganz grob zurück:

„Für den Seewlihofpeter und ſeinen Alten tut's ein Zwick noch allweg."

Peter war diesmal ſchnell fertig mit dem Brenntenwaſchen, ſagte kurz „Auf Wiederſehen mit einand" und ging.

Er ſtieg den ſteilen Weg hinauf. Die alte Jungfer, die ihm auf dem Weg begegnete mit dem großen Gebetbuch und dem exakten Blick, ſchaute nicht lange auf das finſtere Geſicht des Jungen. Sofort wußte ſie, woran der war und dachte während dem ganzen Gottesdienſt, was da wohl los ſein könnte, daß der junge Schnaufer ſchon Liebesgram hätte.

Peter ging Schritt für Schritt den Weg hinauf, den Blick am Boden, als wollte er die vielen Steine und Tritte zählen. Er hatte ſchon lange mit ſeinem Vater wegen einem Pferd verhandelt und wäre ſo gerne zu den Dragonern gegangen. Aber der Vater war nicht ſo ſchnell für etwas Neues und Koſtſpieliges zu begeiſtern. Immer fleißig und fürſichtig hatte er gewercht und geſchafft, beſcheiden und einfach gelebt. Er hatte es ſo zu etwas gebracht, trotzdem die Mutter im Haus ſeit vielen Jahren fehlte und eine Magd ſeit Mutters Tod dem Haushalt nur zur Not vorſtand.

Wie der Bub ſo von unten herauf das Heimweſen ſeines Vaters betrachtete, dachte er: „Nein, zu ſchämen brauchen wir uns nicht; ſicher nicht vor dem Mattſepp mit ſeinem Riegelwerk und ſeiner Lotterhütte."

So ſah er heute zum erſten Mal eigentlich, wie ſchön das Haus über den Hubel hervorlugte und der Gaden mit der neuen Einfahrt ſo behäbig da neben oben ſtand.

Ganz braun verbrannt ſind die Balken und die Fenſter glitzern heimelig im erſten Sonnenſtrahl. Freilich iſt das Heimen nicht ſehr groß, aber bringt für die neun Kühe Futter genug, und es gehört doch noch ein Alprecht dazu. In dem Haus mag wohl nie großer Reichtum, aber auch nie bittere Armut gewohnt haben. So ging Peter gegen die Haustüre zu, trotz dem giftigen Stachel im Herzen doch mit Stolz ob ſeinem Vaterhaus, ſeinem ſpätern Eigentum.

Der Vater kam gerade aus dem Gaden, etwas gebeugt, aber mit dem ſichern Schritt zäher Aelpler, ſtrich aus ſeinem angegrauten Bart ein paar Strohhalme und ging an den Brunnen, um ſich zu waſchen. Peter hing die Brennte an den Hagnagel neben

der Haustüre, trat ein und ſetzte ſich an den gedeckten Tiſch. Fini, die alte Magd, humpelte mit dem Brotkorb und der Kaffeekanne in die Stube, nahm den Käſe vom Gänterli und ſagte: „Unſerm Pfarrer wird's dieſe Nacht auch die letzten Roſen verfroren haben. Wäre doch allweil beſſer, ſie ſtünden am Altar in der Kirche, als ſo hoffärtig allen Leuten an der Naſe, bis ſie kaput gehen. Aber die Pfarrköchin hat's halt immer ſo gehabt."

Peter ſchenkte ſein Ohrenchaleli voll und brockte Brot hinein. Der Vater ſetzte ſich zu ihm. Beide machten das Kreuzzeichen und beteten. Während ſie ſchweigend beim Eſſen ſaßen, verwandelte draußen die Morgenſonne den weißen Reif in ſaftiges Grün. Peter ſchob das leere Chacheli von ſich und ſagte: „Der Luzerner Roßhändler ſoll wieder ſo ſchöne Pferde aus dem Ausland gebracht haben, erzählten ſie heute in der Hütte."

So ſieht er zum erſtenmal, wie ſchön das Haus über den Hubel hervorlugt.

Der Vater trank aus und ſagte beim Hinausgehen: „Die taugen nicht alle für unſere Bergheimen, die fremden Pferde. Unſer Zwick iſt mir lieber als zehn Herrenfüchſe. Kannſt dann heute gerade mit ihm die letzten Hölzer aus dem Wildibachgraben herausmännen."

Peter wußte, daß er heute nicht mehr von dem Pferd ſprechen durfte. Und ging an die Arbeit.

Unter „hü" und „hott" trieb er den Zwick mit Guntel und Ketten gegen den Wildibach, der in einem bewaldeten tiefen Einſchnitt neben dem Heimen ins Tal toſte und die Grenze bildete zwiſchen dem Seewlihof und dem Bärtelisacher. Er war ein ſtürmiſcher, ungeregelter Bach, der oft zahm und mit wenig Waſſer über die vielen Steine ſprang, oft aber toſte und lärmte und Holz und Steine ins Tal hinunter ſchwemmte. Dort in dem Graben hatten ſie für dies Jahr Holz gefällt. Es war nun Peters Arbeit, für den Herbſt das Holz herbeizuſchaffen und aufzuwerchen. Trotz ſeinen finſtern Gedanken ſtieß er wild ein paar Jauchzer in die klare Luft gegen den Bärtelisacher hinüber, bevor er in den Graben hinabging. Vielleicht wußte dann s'Anneli, daß er dieſen Vormittag ſo nahe und im Wildibachgraben ſchaffte.

Der Vater ging unterdeſſen gegen das andere Ende ſeines Heimens. Er hatte dem Fini geſagt, er wolle noch den Hag ausflicken, das junge Guſti hätte ihn geſtern bös zugerichtet. Eigentlich aber wollte er zum Nachbar hinüber.

„Was nur der Bub immer mit dem Roß im Kopfe hat", dachte er. „Ja ja, die Jugend will eben immer hoch hinaus, und wenn er erſt ein Roß hat, der Peter, dann muß ein Rennwägeli her und vielleicht ſogar ein Sattel und dann iſt es vorbei mit den Sonntagen zu Hauſe. Wäre beſſer, er würde ſich nach einer Braut umſchauen, daß endlich wieder ein flottes Weibsbild zu Ordnung und Haushalt ſchaut. S'Anneli, das wäre ſchon recht. Dann könnte man noch eher einen Fuchs oder Kohli anſchaffen. Aber bevor man weiß, wie alles einmal wird ... Nun, wir wollen warten."

Mit einem Ruck ſtellte er den Schlegel ab, lehnte die Säge an den zerbrochenen

Hag und ging gemütlich gegen Eimatthansens neues Haus hinauf.

* * *

Im Bärtelisacher hatte man den lustigen Jodler vom Graben her wohl vernommen und das Klopfen und Holzen später auch gehört. Kaum war eine Stunde vergangen, trat das Anneli mit einem Körbchen aus dem Haus und rief dem Vater, der ob dem Spicherli an einem Mistkarren schaffte:

„Ich gehe noch schnell zur Huisilifrau hinunter. Will schauen, wie sie die letzte Nacht überstanden hat. Bin gleich wieder da." —

„Schon recht", rief der Vater und arbeitete weiter. Er hatte sich in der letzten Zeit daran gewöhnen müssen, daß hin und wieder ein Körbchen voll Nüsse und Eier, gebackenes Brot und vielleicht auch eine Flasche Wein aus seinem Keller an Annelis Arm zu fremden armen oder kranken Leuten getragen wurde. Und er hatte jetzt nichts mehr dagegen. Ganz verstohlen schaute er wohlgefällig seinem einzigen Meitschi nach, wie es leicht und zierlich ausschritt und hinter den ersten Tannen verschwand. Er hatte seine helle Freude mit dem Kind. Seine Buben hatten weniger Gemüt, sie waren mehr für's Schaffen.

„S'Anneli folgte einem guten Wegweiser. Das „hü" und „hott" und die hellen Axtschläge klangen nicht weit ab von seinem Weg. Wie es in den Graben hinunterging, sah es den Peter fuhrwerken.

„Schlag doch nicht so auf den alten Zwick ein", rief es im Vorbeigehen Peter zu. Dieser wendete sich rasch um, und seine finstere Miene und seine Runzeln waren auf einmal weg.

„Muß halt an etwas den Aerger auslassen. Aber hast recht. Ich könnte den Zwick einwenig ausruhen lassen, wenn du Zeit hast."

„Nein, ich habe keine Zeit", sagte Anneli und kam ein paar Schritte näher. „Ich will schnell zur Huisilifrau. Sie ist die letzten paar Tage ganz bös dran. Ich muß dann aber wieder beim Mittagkochen zu Hause sein. Aber was willst denn du für einen Aerger auslassen?"

Peter schlug seine Axt tief in den nächsten Baumstrunk ein, setzte sich daneben und sagte: „Der Vater will kein Roß und der Zwick ist alt und mag nicht mehr. Ueberhaupt: ein Heimen wie der Seewlihof, und kein Roß! S'ist ja zum Lachen."

„S'ist dir wohl mehr wegen dem Auslachen und Ausfahren, als wegen dem alten Zwick. Peter, Peter, wenn du keine andern Sorgen hast, kannst zufrieden sein! Aber deshalb brauchst ihn ja nicht gleich jetzt totzuschlagen. Kannst auch warten. Ich muß auch auf allerlei warten!"

„Auf was mußt du denn warten; auf einen Schatz, Anneli?"

„Geh, red' nicht dumm! Bist halt noch ein Bub und verstehst die Meitschi nicht. Solche, die mir nachlaufen, hätte ich genug", sagte sie und sprang gegen den Weg hinunter. Dort drehte sie sich schnell noch einmal um und rief:

„Wenn ich sie gern hätte", nahm das Körbchen auf und war in ein paar Sprüngen verschwunden.

Peter zog langsam die Axt aus dem Holz. Das war ihm nichts Neues. Das wußte er eigentlich schon lange. Schon oft hatte er in der letzten Fastnacht und seit er von der Alp zurück war, drüben die Nachtbuben gehört, und einige Burschen der Umgegend waren hier in der Nähe zu sehen gewesen. Daran lag es eben. Ob sie einen gern hatte? Ob sie i h n gern hatte? Wenn er das so ganz sicher gewußt hätte, so ganz gewiß ...

Der alte Zwick bekam noch manchen Hieb diesen Tag, trotz der guten Mahnung.

Wie Peter ein Fuhrwerk suchte und die Liebe fand.

Am folgenden Sonntag lugte die helle Herbstsonne in die Seewlihofstube und sah den Vater und Peter beim Zabig sitzen. Sie knackten die ersten Nüsse, die sie gedörrt aus dem Ofenloch holten.

„Nüsse und Brot ist doch etwas ganz Feines", meinte der Vater, und zerdrückte in seiner schwieligen Hand eine ganz große.

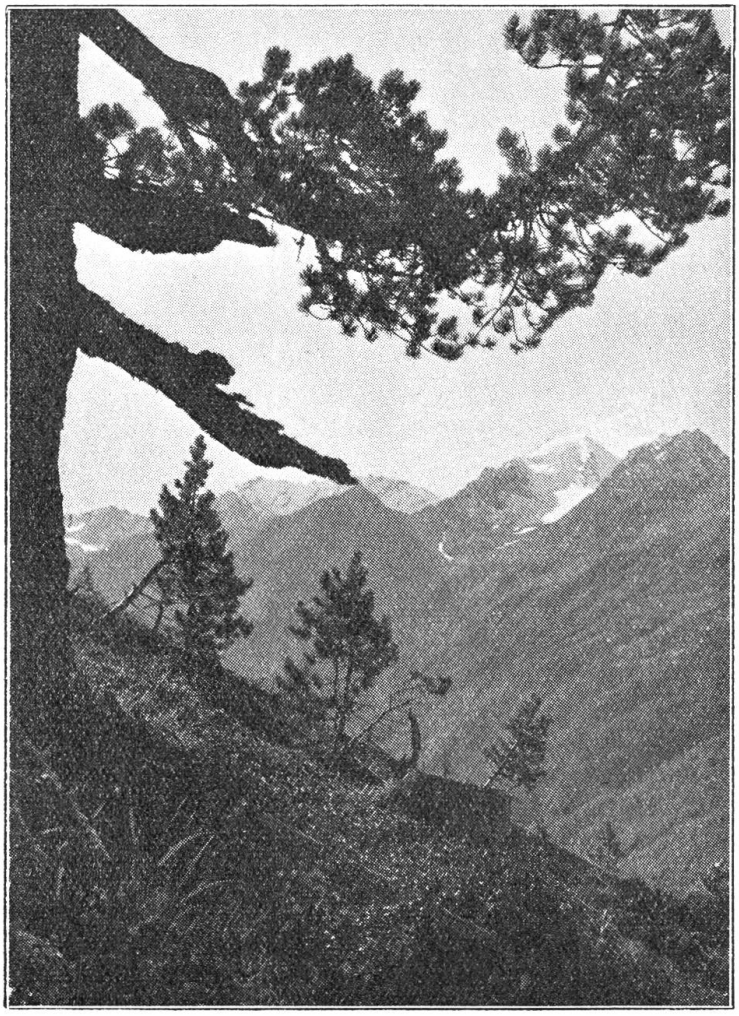
„Sie sollen ja dies Jahr einen schönen Preis haben in der Stadt", sagte Peter.

„Wenn man ja sowieso mit dem Kalb nach Luzern auf den Markt geht, könnte man doch gleich die paar Zentner dort verkaufen. Willst du nicht auf den Markt, Vater?"

„Du weißt, ich gehe nicht gern in die Stadt; bin mit meinen holprigen Schritten nicht mehr eingerichtet für das glatte Pflaster. Das überlasse ich schon lieber den Jungen. Kannst am Dienstag selber in die Stadt. Kannst schauen, daß dir der Metzger oder der Bärtelisacherhans das Kalb mit dem Wagen mitnimmt. Aber einen rechten Preis will ich haben für's Kalb und die Nüsse."

Peter war zufrieden, sprach von der Triste im Ried, die die Studenten ausgehöhlt hatten und von andern Tagesneuigkeiten.

Im Stall ging ihm heute alles so leicht von der Hand. Abends ging er mit der Milch den kurzen, steilen Weg zur Hütte, hatte kaum Zeit, mit den andern Milchträgern zu sprechen und war bald wieder auf dem gleichen Heimweg.



Knorrige Bergföhre im Nationalpark.

Beim Abendessen sagte er, er wolle noch schnell hinüber zum Hans, wolle wegen der Fuhre zum Markt fragen.

Eine Stunde später ging er im Sonntagsstaat in die Abendkühle hinaus, schritt stramm auf dem Weg dem Wildibachgraben zu. Nun sah die Welt wieder viel sonniger aus. Er freute sich auf die flotte Ausrede, ins Bärtelisacherhaus zu kommen, freute sich auf die Marktfahrt und dachte im Geheimen, daß er vielleicht doch einen Sprung schnell zum Roßhändler in Luzern tun könnte, wenn auch nur, um die Pferde zu sehen und nach den Preisen zu fragen.

Im Nachbarhaus traf er die versammelte Familie in der Stube beim Jassen. Gemütlich saßen Vater u. Mutter mit den zwei Buben um den Tisch und disputierten eifrig vom Kartenspiel. Das Geklapper der Teller aus der Küche schrieb er ohne weiteres dem guten Hausgeist, dem Anneli, zu. Nach der erstaunten Begrüßung des späten Gastes und nachdem sie ein wenig vom herrlichen Herbstwetter und der Ernte geredet hatten, frug Peter um das Fuhrwerk für übermorgen. Er setzte sich gemütlich neben den Vater an den Tisch. Anneli kam aus der Küche, reichte ihm freundlich die Hand und stellte ein großes Mostglas vor ihn her. Dann setzte es sich oben neben die Mutter, nahm eine feine Handarbeit aus dem Körbchen, arbeitete fleißig und hörte dabei den andern zu. Wegen dem Kalb waren sie bald einig. Dann ging das Spiel weiter. Peter schaute zerstreut dem Spiel zu. Er warf hin und wieder einen Blick zum Anneli hinüber. Es wäre ihm lieber gwesen, die vier Jasser wären nicht zwischendrin gesessen.

Draußen wurde die Nacht immer dunkler und ein Stern nach dem andern leuchtete

auf. Mitten im eifrigen Spiel, damit ja keiner mit ihm vors Haus gehe, ſagte Peter, daß er jetzt heim müſſe.

„Alſo gute Nacht, Peter, abgemacht mit der Fuhr; gib acht draußen auf die Platte vor der Tür. Es iſt dunkel heute.“

S'Anneli hatte es ſchon gemerkt, nahm eine Lampe und ging voraus.

„Gute Nacht miteinand und vielen Dank“, verabſchiedete ſich Peter.

Draußen unter der Türe ſtand s'Anneli und zündete. Es ſagte wieder etwas von der glatten Platte und vom Achtgeben und fügte dann ſchnell bei:

„Freuſt du dich für in die Stadt, Peter?“

„Freilich“, gab der zur Antwort, „weißt, ich will dann noch ſchnell beim Roßhändler vorbei, wegen dem Fuchs.“

„Freuſt dich ſo, das Roß anzuſchauen? Wirſt wohl auch noch andere Beſuche machen? S'iſt lange ſeit der Rekrutenſchule, gell?“

„Was meinſt, Anneli? Iſt verſteh dich nicht.“

„Wirſt den Meitſchenen in der Stadt wohl auch gefallen haben damals, und ſie vielleicht dir auch.“

Laut lachte der Peter und ſagte: „Nein, Anneli, das Meitſchi, das mir gefällt, zu dem muß ich nicht in die Stadt.“ Nach einer kleinen Pauſe: „Du, Anneli, weißt, wenn ich ſo frei von der Leber weg mit dir reden und dir ſagen könnte, wie ich dich gern habe und auch wüßte, ſo ſicher wüßte ...“

„Wer weiß ... Geh jetzt, ſonſt ruft der Vater. Und mach, daß ich nie Langezeit haben muß. Gute Nacht, Peter.“

Er nahm ſtill Annelis Hand, drückte ſie feſt mit beiden Pratzen und flüſterte: „Anneli, liebes, ſchlaf wohl!“ drehte ſich und verſchwand im Dunkeln. Wie er ſich nach den erſten Schritten nochmals umwandte, ſah er gerade noch, wie das Licht in der Haustüre verſchwand. Peter ging langſam auf dem ſchmalen Weg, ſchaute in die Sterne. Sie leuchteten heute ſo wunderſchön wie noch nie. Vom Dorfe unten hörte er einen vielſtimmigen Jodler. Um alles in der Welt möchte er jetzt nicht bei dieſer fröhlichen Geſellſchaft ſein, dachte er. Alles um ihn ſchien ihm heute wie lebendig und in ſeinem Bruſtkaſten drinnen war auch ein vielſtimmiges Jodeln.

Wie er gegen ſeines Vaters Haus zukam, hatte er die Nüſſe und das Kalb, den Zwick und ſogar den Fuchs vergeſſen. Beim Abendgebet bekam Anneli alle Vaterunſer, die er ſonſt für Haus und Hof, für Stall und Vieh betete.

Wie Peter mit dem Kalb in die Stadt fuhr und einen Rauſch heimbrachte.

Am Dienstag morgen nun wurde in aller Herrgottsfrühe unten in der breiten Fahrſtraße das Kalb aufgeladen. Und Hans und Peter fuhren auf dem Bock bis in die Stadt. Peter half noch beim Stallen und Abſchirren des Pferdes, dann machten ſie den Treffpunkt für die Heimfahrt aus.

„Es kann auch ſpät werden“, meinte der Bärtelisacher-Bauer. „Ich habe noch mit dem Heuhändler von Eſchenbach zu verhandeln. Und wenn der einmal hockt .... Nun, wir werden ſehen.“

Sie trennten ſich, und Peter hatte bald ſein Kalb verkauft, denn ab dem Seewlihof war ſchon manch ſchönes Stück Vieh auf den Luzerner Markt gekommen. Mit den Nüſſen war es ſchon ſchwieriger, aber zuletzt erzielte er doch einen Preis, mit dem der Vater wohl zufrieden ſein konnte.

Seine Geſchäfte waren damit erledigt. Doch es drängte ihn, noch nach einem Pferd zu ſehen. Darum nahm er ſich kaum Zeit, etwas Rechtes zu eſſen und lief ſchon am frühen Nachmittag durch den Obergrund hinauf zum Roßhändler. Dort ſtand gerade ein reicher Luzerner Bauer und Peter konnte nur zuſtehen und ſchauen, wie die ſchönſten Pferde im Schritt und im Trab vorgeführt wurden. Auch die Preiſe vernahm er ſo, ohne lange zu fragen. In ſeiner Begeiſterung über die ſchönen Tiere fand er die Preiſe ſehr günſtig und rechnete laut vor ſich her, während er die Straße hinunter dem Pilatusplatz zuſchlenderte. Er überlegte ſich kaum, was er eigentlich jetzt in der Stadt mit der übrigen Zeit anfangen ſolle, bis Hans nach Hauſe führe.

Da kam mit lauter Begrüßung und ſehr kameradſchaftlicher Gebärde ein junger

Burſche auf ihn zu. Er war wie ein Arbeiter gekleidet, groß und kräftig, etwas unſauber und nachläſſig, die Cigarette im Mund und konnte ſich nicht genug tun, ſeine Freude über das Wiederſehen mit Peter auszudrücken.

„Du, das iſt aber lange her", ſagte er, ſeit wir Seite an Seite mit dem Chlepfſchiit und der Haarkommode auf die Allmend ſpaziert ſind, faſt ein Jahr."

Peter, ganz verwundert, entgegnet: „Ja, ſeit der Rekrutenſchule haben wir uns nicht mehr geſehen. Wie geht es dir?" Er war nicht ſehr erfreut über das Zuſammentreffen. Aber er ging doch mit, da der Dienſtkolleg ihn ſo drängend zu einem halben Liter ins Volkshaus einlud. Die beiden ſaßen nun dort gemütlich beim Wein. Peter war ſich nicht ſo ſehr gewohnt, Wein zu trinken. Doch ob der Begeiſterung, mit der ſein Kamerad die Militärerinnerungen auffriſchte, wurde ihre Stimmung immer beſſer, ihre Köpfe wurden immer röter und beide vergaßen, wo ſie waren und was ſie zu tun vorhatten. Da ſchlug der ehemalige Rekrut Meier eifrig vor, doch noch ſchnell zu ihm heimzugehen. Er hätte noch Photographien aus der Dienſtzeit und alles mögliche Intereſſante zu Hauſe. Peter ſah nach der Zeit. Es ging noch faſt zwei Stunden bis zur Heimfahrt. So willigte er ein.

„Gute Nacht, Peter..."

In der kleinen Wohnung angekommen, trafen ſie die Schweſter zu Hauſe, welche dem Bruder den Haushalt führte, ein buſperes, luſtiges Mädchen mit Bubikopf. Sie ſaß im ärmelloſen Kleidchen etwas nachläſſig in der Fenſterecke, eine illuſtrierte Zeitung in der Hand. Sie ſtund nicht einmal auf, als der Bruder ſie ſeinem Gaſte vorſtellte. Nach einer ewigen Sucherei — das Fräulein, Toni nannte ſie ihr Bruder, lud den Gaſt auf dem zerſchliſſenen Kanapee zum Sitzen ein — kamen einige Dienſtphotos zum Vorſchein.

Bald drehte ſich das Geſpräch nicht mehr um Rekrutenſchule und Kameradſchaft, ſondern das Fräulein Toni ſaß keck neben Peter auf dem Sopha und plauderte ganz luſtig von Buben und Mädels, von Bergtouren und Alpenwanderungen und fuchtelte dabei mit den bloßen Armen dem Peter vor dem Geſicht herum. Der Gaſtgeber wollte das Wiederſehen noch extra begießen und zog aus dem Kleiderkaſten zu unterſt eine Flaſche Abſinth hervor.

„Du weißt doch, Peter, das iſt der beſte Schnaps, den es überhaupt gibt. Darum iſt er in der Schweiz auch verboten. Die Herren in Bern trinken auch ſolchen; nur wir ſollen keinen haben. Schenkt ein und ſtoßt an!"

Auch die zierliche Toni trank fröhlich mit, und Peter, ſchon ein wenig beduſelt vom vielen Wein, hatte nichts dagegen, daß das Fräulein ihren Arm um ſeine Schultern legte und ihm allerlei ins Ohr flüſterte. Im Gegenteil, die ungenierte Art dieſes Mädchens, die freien leichtſinnigen Reden verwirrten ihn und erweckten in ihm unbekannte Gefühle.

Die Geſellſchaft wurde immer fröhlicher, die Geſpräche immer freier und ausgelaſſener, der Inhalt der Flaſche ging zur Neige. Peter beſann ſich endlich auf die Verabredung und verabſchiedete ſich in fröhlichſter Stimmung. Alle drei verſprachen ſich feierlich, bald wieder zuſammen zu kommen.

Wie der neue Freund voraus die Treppe herunterſtolperte, nahm das Fräulein Toni

Peters Kopf in beide Hände, küßte ihn mitten auf den Mund und flüsterte: „Gelt du kommst wieder zu mir. Dich hab' ich gern, du Alpensohn!"

Endlich auf der Straße, ging Peter mit unsichern Schritten dem Marktplatz zu. Heiß brannten die Lippen, und er wußte eigentlich nicht recht, was er von sich und diesem Fräulein Toni denken sollte. Das war etwas ganz neues. Seine Stimmung und der Alkohol sagten: „Es war schön".

Oben in dem Zimmer flüsterte das Fräulein Toni ihrem Bruder zu:

„Du, das war doch der Peter, von dem du erzählt hast, daß er der einzige Sohn des reichen Bauern sei."

„Ja freilich", gibt der Bruder zurück. Das ist der Seewlihofpeter. Das wäre etwas für dich. An den mußt dich halten. Das wäre eine glänzende Partie. Knechte und Mägde und Geld genug. Und er war der folgsamste Kerl in der ganzen Rekrutenschule."

— — — — — — — —

In der Nacht fuhr der Bärtelisacherhans schweigend neben dem schlafenden Peter auf dem Bock heimzu.

Wie das böse Gift zu wirken begann.

Am andern Morgen ging Peter mit übernächtigem Aussehen, trockener Kehle und mürrischem Gesicht den steilen kurzen Weg zur Sennhütte. Er wußte nicht recht, schämte er sich, oder getraute er sich nicht, am Bärtelisacherhaus vorüberzugehen, wo er sein Anneli hätte treffen können. Auch die nächsten Tage wich er seinen Nachbarn aus. Als er doch diese Woche einmal über den Wildibachgraben ging und wie gewöhnlich das Mädchen am Brunnen sah, hätte er sich am liebsten versteckt. Auf die Fragen Annelis gab er nur kurze Antworten und war froh, bald wieder gehen zu können.

Anneli hatte schon gemerkt, daß mit dem Peter nicht alles in Ordnung war. Schon da er die letzten Tage nicht vorbeigekommen war. Sein Gesicht und seine Reden gaben ihm nun Gewißheit. Der Vater auf dem Seewlihof war auch nicht zufrieden mit seinem mürrischen Sohn, der immer so kurz angebunden war.

Peter war mit sich selbst uneins. Er haßte die Unaufrichtigkeit. Doch lockte ihn die Stadt und ihr ungebunden freies Leben, so daß der Wunsch immer stärker wurde, nochmals ähnliches mitzumachen. Er redete sich immer ein, doch versprochen zu haben, bald wieder bei seinem Dienstkollegen vorzusprechen. Nur dies einemal noch wollte er gehen, sein Versprechen zu halten und dabei die Verbindung zu lösen. Die Wochen durch sann er auf Ausflüchte, um auf den Markt gehen zu können und war in seinem Eifer und seiner Unruhe bald soweit, daß er seine liebste Kuh verkauft hätte, nur um deshalb in die Stadt zu kommen.

Aus dem einen Male wurde aber doch ein zweites und ein drittes Mal. Und wiederum, es war darüber Winter geworden, saß er bei ihnen. Da frug er das Mädchen, was sie denn eigentlich arbeite, daß sie immer den ganzen Nachmittag zu Hause sein könne. Da kam gerade ihr Bruder zur Türe herein und beantwortete die Frage, die er noch draußen gehört hatte:

„Was meinst du eigentlich, Peter? Meinst ich verdiene nur so viel, daß meine Schwester auch arbeiten muß? Hier in der Stadt verdient man eben so viel Geld, daß zwei von einem Verdienste leben können." Peter sprach etwas von andern Verhältnissen. Das sei eben nicht zu vergleichen.

Da wurde auf einmal das lustige, zärtliche Mädel heftig, rückte ein Stück von Peter weg und frug:

„Was hast du eigentlich für einen Lohn, Peter, von deinem Vater?"

„Lohn? Ich hab' doch keinen Lohn. Wir arbeiten eben beide zusammen, daß wir zu etwas kommen. Und dann kann ich das Verdiente einmal selbst an die Hand nehmen."

„Was, du hast keinen Lohn?" rief erstaunt das Stadtmädel. „Wirst von deinem Alten auch ausgesogen und abgeschunden wie wir von unsern Fabrikherren."

Da warf der Bruder ganz ruhig dazwischen: „Und dann, wenn du einmal Krach hast und fort willst? Dann stehst mit leeren Händen da und mußt machen, was der Vater will. Nicht hundert Schritt weit kannst vom Haus weggehen, ohne daß du deinem Alten Geld abbetteln mußt. Der m u ß dir Lohn

geben, das ſteht im Geſetz. Du mußt dich nur wehren."

Und die Toni nimmt den ſinnenden Peter wieder um den Hals und flüſtert: „Wehr dich nur! Schau, daß er dir ein paar hundert im Monat geben muß und dann bringſt mir mal etwas Schönes mit, eine Halskette oder ein Ringlein, dummer Bauernbub!"

Peter ſpürte den weichen Arm in ſeinem Nacken, ſpürte den Atem ſeiner Freundin. Er wäre ſo gerne wild oder zärtlich geweſen. Doch ſtand er auf und trennte ſich bald.

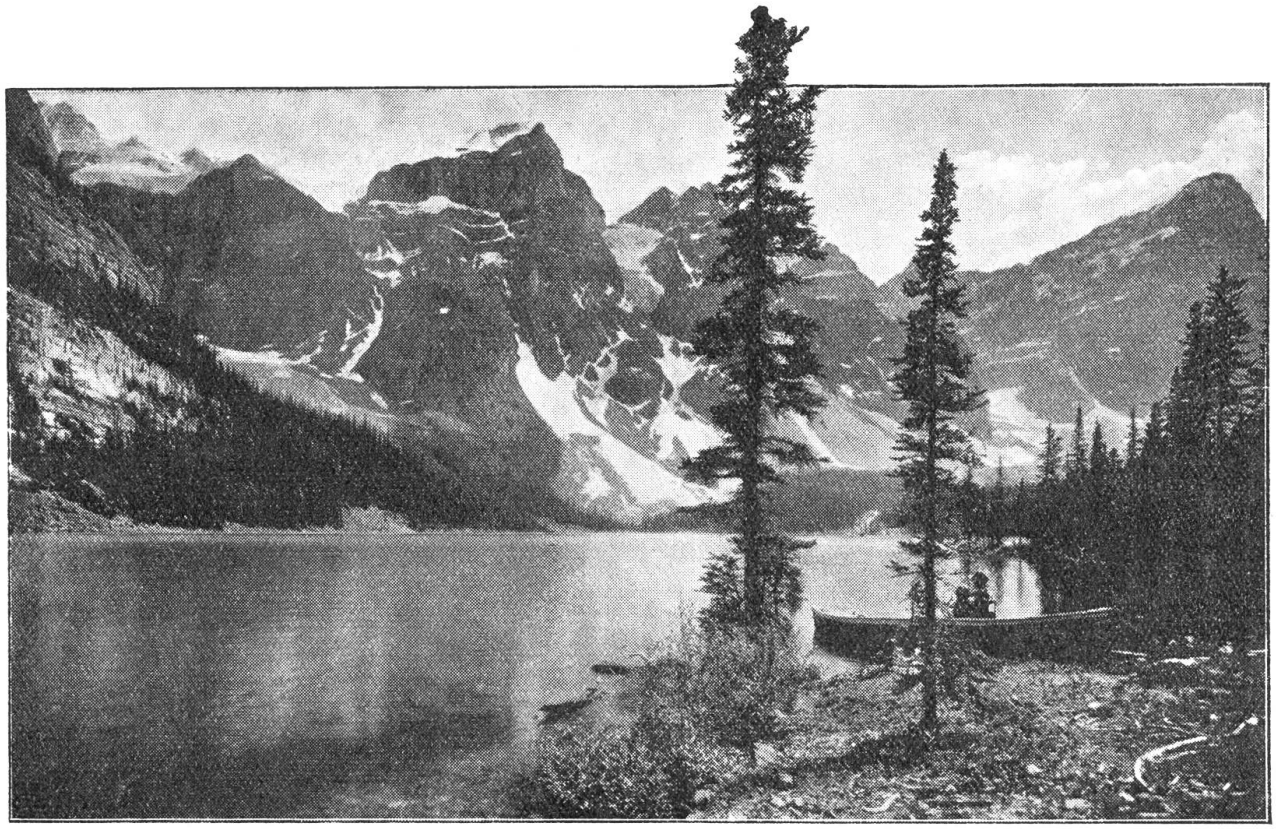
Er fuhr auf dem Schiff heimzu. Denn ſeit dem erſten Markttag hatte er ſich nicht mehr darum beworben, mit dem Bärtelisacherhans zu fahren. Und ſeinen Zwick konnte er auch nicht gut vor ein Rennwägeli ſpannen.

Abſeits ſaß er auf einer Bank und dachte an die Leute in der Stadt. Die konnten ſich ein ſo ſchönes Verhältnis, wie er es mit ſeinem Vater hatte, nicht vorſtellen. Zwar, in der letzten Zeit hätte er ſich auch allerlei anders gewünſcht. Und der Gedanke, eigenes Geld und freie Zeit zu haben, wollte ihm nicht aus dem Sinn. Wenn er nur wenigſtens endlich den Fuchs hätte kaufen und heimnehmen können ... Der Stachel ſaß und ſollte ihn nicht mehr in Ruhe laſſen.

* * *

Am heiligen Abend ſaßen alle drei: der Vater, Peter und das alte Fini, um den Tiſch. Kein Chriſtbaum war in der Ecke, kein frohes Lachen und Liederſingen war auf dem Seewlihof. Die Magd erzählte etwas aus ihrer längſt vergangenen Jugend, etwas vom Chriſtkind ihrer Kinderzeit. Doch ſie hatte undankbare Zuhörer. Dem Vater ſchlich die Wehmut der unverſchuldeten Einſamkeit ins Herz. Wehmütige Erinnerungen an ſeine liebe verſtorbene Frau waren ſeine Weihnachtsgedanken.

Peter war's nicht recht wohl zu Hauſe. Er fühlte es wie zwiſchen dem letzten und dieſem Weihnachtsabend vieles in ihm und



Kein Bild aus dem Berner Oberland, ſondern vom Morain-See in Kanada.

um ihn anders geworden. Er hatte seitdem das Frohsein verlernt.

Auf einmal sprach der Vater, ohne aufzuschauen:

„Du, Peter, was meinst, willst nicht bald ans Heiraten denken? Ist doch so kein Leben mehr und kein Heim. An solchen Abenden denk ich eben, wie es sein könnte, wenn wieder eine Frau da wäre, wenn Kinder um einen Christbaum stünden. Weißt, Peter, lange halt ich's nicht mehr aus. Du weißt ja, was ich meine."

Peter hielt lange zurück mit seiner Antwort. Er konnte seinen Vater nicht so reden hören.

„Werd mich schon mal um eine Braut umsehen. Mußt mir halt Zeit lassen und Geld geben, um auf Brautschau zu gehen."

„Brauchst nicht weit zu gehen, Peter", sagte im gleichen müden Ton der Vater. Und Peter sah auf einmal, wie sein Vater alt war.

Fini stand auf und ging in die Küche.

Der graue Mann fuhr fort zu sprechen: „Ich habe schon gesehen, wie du mit dem Anneli vom Bärtelisacher gestanden bist, und s'Anneli mit dir. Ich habe schon meine helle Freude daran gehabt. Und der Hans hat, wie ich sah, auch nicht darüber geschimpft. Ist doch ein gutes Meitschi, fleißig und brav."

Peter stand auf. „Du, Vater, es kommt mir gerade in den Sinn, ich habe noch mit dem Ueli vom Hinterfeld abgemacht, heute wegen dem Holzschlag zu verhandeln. Hätte das bald vergessen."

In der Türe drehte er sich noch einmal um. „Ich gehe dann in die Mette. Wir können dann auf dem Heimweg noch miteinander reden."

Droben in der Laube hörte man noch Tritte. Nach einigen Minuten verließ Peter das Haus. Er ging dem Dorfe zu. Nur fort von zu Hause. fort vom Vater, der so gut war und in dessen Nähe das Gewissen so brannte. Fort, hinaus in die kalte Winternacht.

Oben in der Stube saß der Vater am Tisch in seiner Einsamkeit, hatte weit seine gefalteten Hände vor sich auf die Tischplatte gestreckt. Sein Kopf war müde auf die Arme gesunken. Er betete für seinen Sohn: „Herrgott, laß ihn nicht schlecht werden, meinen Peter!"

* * *

Drüben im Bärtelisacherhaus saßen alle um den Tisch. Der kleine Christbaum stand reich geschmückt da, und ringsum lagen Aepfel und Nüsse, Birnenwecken und Lebkuchen und die Geschenke für jedes. Der heilige Abend hatte alle froh vereint. Der Vater und die Buben plauderten. In der Ecke neben der Lampe saß Anneli. Es gab acht, daß niemand merkte, daß es keine Freude spürte. Es blätterte in seinem neuen, schönen Gebetbuch, das sein Weihnachtsgeschenk war, und fand darin kein Gebet für sein Anliegen.

* * *

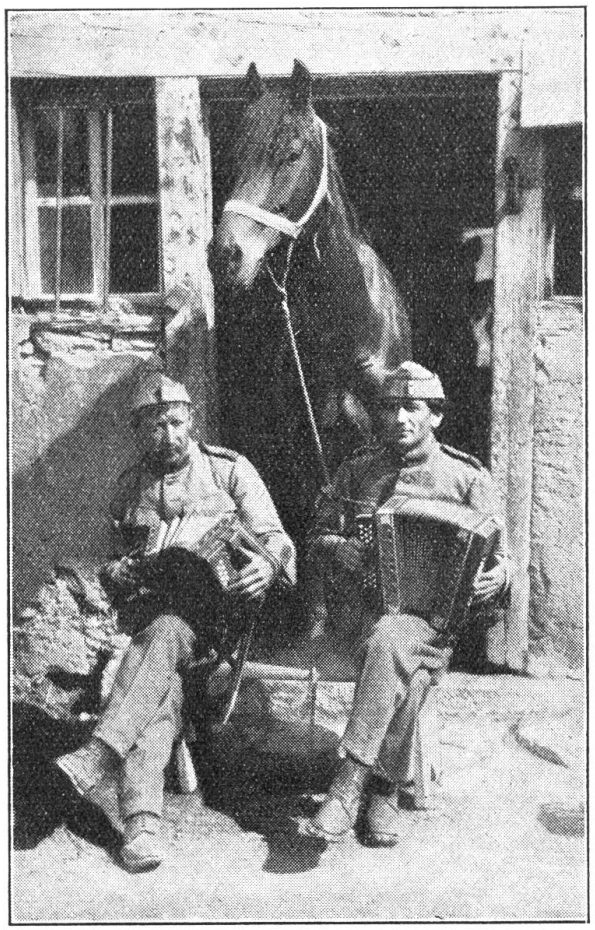
Unten im Dorf in der Wirtschaft ging es laut zu, und der lautesten einer war Peter. Hier wollte er seine innere Stimme überlärmen. Dafür war er dann bald einer der stillsten. Während der Mette ging er schwankend auf den Heimweg.

Oben am Rain findet der Vater, wie er von der Christmette kommt, seinen Sohn. Er liegt am Wegrand und schläft in seinem Rausch. Die ersten Flocken fallen, der erste Schnee in der heiligen Nacht.

Wie Peters Jähzorn ihn vom Vaterhause forttrieb.

Der Winter ist vollends ins Land gezogen. Neujahr und Dreikönigen waren vorübergegangen, ohne daß sich auf dem Seewlihof etwas geändert hätte. Nur Peter war über den Feiertag fort in der Stadt und dann noch einmal auf dem Markt gewesen. Die Fastnacht trieb ihr tolles Wesen bis ins oberste Bauernhaus, und die Nachtbuben klopften an alle Fenster, jodelten und geizten. Am Schmutzigen Donnerstag morgens früh erwachte Peter, zog sich an und ging in den Stall. Eine tiefe neue Schneedecke lag rings auf den Matten. Die Sterne stunden noch am Himmel. Peter hatte gut geschlafen und dies Landschaftsbild machte ihm Freude. In guter Laune holte er den Eimer

und begann zu melken. Wie er so bei seiner Arbeit vor sich her pfiff, kam es ihm in den Sinn, daß heute Schmutziger Donnerstag war. Das paßte eigentlich gut zu seiner fröhlichen Stimmung. Wie er so weiter sinnierte, erinnerte er sich, daß er am letzten Markttag dem Fräulein Toni in der Stadt versprochen hatte, an einem der Fastnachtstage mit ihr zum Tanz zu gehen. Dieser Gedanke machte ihn zuerst unwillig und hastig. Da schlug die Kuh, und der Eimer, halb voll Milch, flog in den Mistgraben. Peter half mit Fluchen nach. Die Fröhlichkeit war verflogen und statt dessen hatte Peter das Gefühl, daß heute alles schief gehen werde. Er ging mit der Milch gegen den Wildibachgraben und den Bärtelisacher. Halb wegen dem tiefen Schnee, und auch mit einer leisen Hoffnung, Anneli zu sehen. „Dann", sagte er sich, „je nach dem, wenn ich Anneli treffe und es ist gut zu mir, bleibe ich da. Sonst gehe ich heute zum Tanz in die Stadt."



Drei Kameraden. Idyll aus den Manövertagen.

Die Tochter auf dem Bärtelisacher hatte schon lange nie mehr so früh vor dem Hause zu schaffen gehabt. Und Peter mußte ohne Gruß am Hause vorbei. Nicht einmal eine Spur im Schnee ist von dem Mädchen zu sehen. Peter ging wütend zur Sennhütte, redete sich nun ein: „Das Anneli ist selber schuld, warum sieht man's nie! Nun gehe ich erst recht in die Stadt. Es geschieht ihm nur recht."

Während er in der Hütte seine Milch ausmaß, sagte der Mattsepp, der immer etwas an Peter herumzusticheln hatte, beim Gehen zu den andern: „Heut' nacht hat's wieder schön geschneit. Wie ein weißes Lilachen ist heute Morgen der Schnee am Rain glegen. Diesmal wär's wieder begreiflich gewesen, wenn einer lieber an der Halde oben als im Bett geschlafen hätte. Meinst nicht auch, Peter?"

Alle lachten über diesen träfen Stupf. Peter wurde fuchsrot und schüttete einen gehörigen Gutz Milch neben das Kessi, stieß ein paar grobe Worte zwischen den Zähnen hervor, hängte die Brennte an den Rükken und ging, ohne auszuwaschen, schnurstraks hinaus, den steilen Weg hinauf zum Seewlihof. Nicht mehr lange würde er das Gespött der Bauern sein.

Schweigend saß der Vater am Tisch, als Peter eintrat. Sogleich wollte dieser anfangen, daß er zur Stadt gehe. Aber, als ob es der graue Mann geahnt hätte, sagte dieser:

„Du, Peter, der Schnee kommt uns gelegen. Heute wollen wir den Mist ins obere Teil hinaufmännen. Ich gehe jetzt gleich und richte das Drahtseil. Du kannst nach dem Kalatzen gleich den Zwick anschirren."

Ohne eine Antwort abzuwarten, verließ er die Stube. Die Magd hatte heute sogar Lebkuchen auf den Tisch gestellt, weils doch Fastnacht war. Aber nicht angerührt hat's Peter, nicht einmal versucht. Er war sogar auf die Lebkuchen wütend. So ohne weiteres getraute er doch nicht, sich dem Befehl des Vaters zu widersetzen. Nachdem er lange noch am Tisch gesessen und vor sich hingestaunt hatte, erhob er sich mit einem Ruck und ging mürrisch an die Arbeit.

Der alte Zwick hatte es nicht gut heute.

Peter gab den Plan für die Stadt noch nicht auf. Aber hantli ſollte das gehen und wenn ſeine Arbeit getan war, ſollte der Vater dann ſchauen, wie er am Abend mit dem Melken ſelber fertig würde.

Zuerſt verkrangelte ſich das Seil. Dann fehlte wieder etwas am Laufrad. Der Bub, der oben den Miſt abladen ſollte, wurde auch nie fertig. Da, endlich, gleitet der beladene Schlitten den Hang hinauf. Aber beim vierten Male ſchon glitſcht drüben am Zugſeil der Zwick aus, rutſcht ein Stück weit und fällt. Irgendetwas am Geſchirr zerreißt, das Drahtſeil löſt ſich und der beladene Schlitten ſchießt rückwärts bergab, hart an Peter vorbei. Unten an der Gadenmauer zerſchellt er.

Der Vater macht ſich aufgeregt mit dem Tier zu ſchaffen. Peter flucht und ruft; der Bub oben lacht, wie eben ſolche Buben lachen können. Peter ſieht, wie der Vater das Tier einfach nicht hochbringt. Mit ein paar Sätzen iſt er oben und haut mit ſeiner Miſtgabel wütend auf den liegenden Zwick ein.

„Hör auf, Peter!“ ſchreit der Vater, „ſchlägſt ja das arme Tier zu tot.“

Peter haut wütend weiter. Da verſucht der Vater zornig, dem Jungen die Gabel aus der Hand zu reißen.

„Biſt du verrückt, Peter?“

„Der ſoll nur verrecken. Wenn er nur ſchon lange verreckt wäre! Das Faultier! Siehſt jetzt, du wollteſt ja nie ein Roß!“

„Eher ſchlage ich dir die Geißel um den Kopf, Peter, als daß ich zuſchaue, wie du das Tier totſchlägſt“, ruft der Vater und holt zum Schlage aus.

Peter weicht einen Schritt zurück. „So einer biſt, Vater! Eher ſchlägſt deinen Sohn, als daß man das Tier zum Schaffen bringen darf. So einer!“

„Bub, jetzt hör auf! Sonſt vergeß ich mich! Mach, daß du fortkommſt. Hier bin ich noch Meiſter, Lausbub!“

Peter in ſeinem jähen Zorn reißt die Gabel hoch und ſchlägt auf ſeinen Vater ein, der nur zur Not ſich noch umwenden kann, ſonſt hätte er ihn mitten auf den Kopf getroffen. Und, ſeiner Stimme nicht mehr mächtig, ſchreit er auf den zitternden Vater ein:

„Du haſt mich fortgejagt, du!“ und ſtürmt in großen Sätzen auf das Haus zu.

Der Vater ſiehts. Da verläßt ihn die Kraft, und er gleitet wortlos in den Schnee.

Unten reißt Peter alle ſeine Kleider hervor, zieht haſtig ſein beſtes Gewand an, ſteckt alles, was er gerade erwiſchen kann, in die Taſchen. Ohne eigentlich ſich ſeines Tuns bewußt zu ſein, geht er in die Stube hinein, an der alten Magd vorbei in die Kammer, reißt alle Schubladen auf, nimmt mit, was er findet an Geld und Wert und ſtürzt zum Haus hinaus, den Rain hinunter.

Unten an der Halde ſchaut er nochmals zurück, ſieht, wie der Hüterbub ſich mit dem Vater zu ſchaffen macht, ſchüttelt wild ſeine groben Fäuſte gegen ſein Vaterhaus und ruft:

„Mich haſt zum letzten Mal geſehen!“

* * *

Gegen Mittag kam der Vater mit dem Bub und dem Zwick den Rain herab. Wie ſie unten bei dem zerſchellten Schlitten vorbeikommen, bleiben ſie ſtehen und ſchauen wortlos auf die Trümmer. Da ſagt der Vater ganz leiſe zum Hüterbub: „Gelt, du ſagſt niemandem, was du heute geſehen haſt. Gelt, das verſprichſt mir!“

Wie aus dem reichen Bauernſohn ein armſeliger Knecht wurde.

Das bunte Faſtnachtstreiben in der Stadt nahm Peter mit ſeinem Gelde bald in ſeinen tollen Wirbel auf. Man ſah ihn mit erhitztem Kopf am Arme ſeiner Freundin von einem Lokal ins andere ziehen. Beim Tanz hielt er ſeine Tänzerin leidenſchaftlich in den Armen. Am Tiſch leerte er ein Glas nach dem andern. Und ſplendid war er, warf mit dem Geld nur ſo herum. Er ſchenkte mit ſeinem Wein alle leeren Gläſer voll und gab große Trinkgelder. Sein Freund Meier, der ſah, daß ſo das Geld Peters raſch zur Neige gehe, ſchleppte ihn endlich vollſtändig betrunken nach Hauſe in ſein Zimmer, legte ihn dort auf das Kanapee und ließ ihn allein.

Peter erwachte am andern Morgen in dieſer fremden Stube und ſein Kopf ſchmerzte ſehr. Langſam erinnerte er ſich des vergan-

genen Abends. Er hatte Durſt, dachte an den Brunnen zu Hauſe.

Da, wie ein Blitz die dunkle Gewitternacht erhellt, erinnert er ſich an ſeine Untat. Ein Bild taucht vor ihm auf: ſein Vater im Schnee und der Hüterbub kniend dabei.

Da wühlte ein entſetzlicher Schmerz in Peters Bruſt. Die Reue zeichnete wild Bild um Bild ſchrecklich vor ſeine Augen. So wußte er: nie mehr kann er heim. Er iſt ein Ausgeſtoßener. Sein jäher Zorn hat ihn zum Verbrecher am eigenen Vater gemacht.

Er kann es nicht glauben; meint, es drücke ihn ein grauſiger Traum, ſetzt ſich auf, geht ans Fenſter, ſchaut hinaus.

Es war Wirklichkeit. Unten ging das haſtige Treiben der Stadt. O, wie beneidete er den Straßenputzer, den er vom Fenſter aus ſah und der unten mit zufriedener Miene, die Pfeife im Munde, ruhig ſeine Arbeit verrichtete.

Peter in ſeinem jähen Zorn reißt die Gabel hoch.

„Nie kann ich wieder dem Vater unter die Augen treten, nie mehr", dachte er, und ſank auf den Stuhl, allein mit ſeinen marternden Gedanken in dieſem fremden Zimmer.

* * *

Sein Freund Meier jagte ihn nicht fort, trotzdem er kein Geld mehr hatte. Aber von der früheren Herzlichkeit der beiden war nichts mehr zu ſpüren. Einmal, da Peter wieder ratlos und traurig auf dem Sopha ſaß, kam ſein Freund übel gelaunt von der Arbeit zurück, warf krachend die Türe hinter ſich ins Schloß, ſtellte ſich breit vor Peter hin, die Hände in den Taſchen, und ſchrie ihn an:

„Geh, und ſuch' dir doch Arbeit. Du kannſt doch nicht die ganze Zeit herumliegen und von unſern Sachen freſſen!"

Toni beſah in der Fenſterecke ein ſchönes Armband, ein Geſchenk Peters, und dies gleißende Gold bewegte ſie doch ſchließlich, ein wenig für ihn Partei zu ergreifen.

„Lärm doch nicht ſo!" ſchrie ſie den Bruder an, „und du, Peter, ſchau doch, ob du nicht in der Fabrik Arbeit bekommſt."

Ohne ein Wort zu ſagen, ſtand Peter auf, nahm den Hut und ging, mit einem unendlich traurigen Blick auf Toni, ging durch die Straßen, frug fremde Leute um Adreſſen, läutete an Büros, ſtieg Treppen hoch, ſuchte in Hinterhöfen, auf Bauſtellen. Ueberall frug er um Arbeit. Nirgends eine beſtimmte Antwort. Oft wurde er nicht einmal vorgelaſſen.

Einmal, am frühen Morgen — er hatte in einem Bauſchuppen geſchlafen, lief nun raſch auf der breiten Straße, um ein wenig Wärme in ſeinen verfrorenen, ausgehungerten Körper zu bekommen — hörte er Pferdegetrappel und Peitſchenknall. Dieſe bekannten Töne riſſen ihn aus ſeinem Sinnen. Er ſchaute auf und ſah von der obern Straße ein Pferd mit einem Rennwägeli einbiegen. Wie gebannt ſchaute er auf das Geſpann. Doch ſobald er den Fuhrmann erkannt hatte, ſprang er in die nächſte Haustüre. Es war der Bärtelisacherhans, der wie damals mit einem Kalb zu Markte fuhr. Wenn *der* ihn ſo geſehen hätte?

Endlich fand er als Milchfuhrmann vorübergehend eine Stelle, als Erſatz für einen, der krank geworden war. Aber er verſtand ja nicht, mit Pferden umzugehen. Das Fahren in dem Gewimmel von Autos und

Tram war auch keine Kleinigkeit. Er lebte in lauter Angst. Doch bekam er einen anständigen Lohn, konnte sich daraus ein Zimmerchen mieten, das von einem dunkeln Hinterhof ein wenig Licht erhielt.

Tag für Tag stand er am Morgen in aller Frühe auf, um dann in seiner einzigen Sonntagskleidung das Pferd und den Wagen zu putzen. Doch wenn er am Morgen nicht zur Minute mit seiner Arbeit fertig war, oder sich einmal verspätete, ging es laut her in der Molkerei und wurde ihm sofort mit Entlassung gedroht. Nach dem Feierabend schlich er dann um das Haus herum, in dem sein Fräulein Toni und ihr Bruder wohnten. Er wußte schon, daß er ohne Geld nicht hinauf gehen durfte. Und, hatte er vom Wochenlohn etwas erübrigt, dann ging alles am gleichen Abend für Kino und Spiel oder für die Wünsche seiner Freundin drauf. Er hätte so gern ein neues Hemd gehabt. Aber er wußte genau, wenn er nicht jede Gelegenheit benützte, und alles, was er erübrigen konnte, für seine einzigen Freunde aufwendete, gingen ihm auch diese noch verloren.

So stand er vor ihrem Haus und getraute sich nicht hinauf, schaute vor sich auf den Boden und sah seine Schuhe, die Schuhe, die längst zerlöchert und ganz durchlaufen waren. Da wanderten seine Gedanken heim. Wie gerne wäre er dort früh aufgestanden, hätte mit Freuden den ganzen Tag streng gearbeitet. Aber er durfte nicht daran denken. Und immer endeten diese Wünsche damit: „Nein, nie mehr kann mir mein Vater verzeihen, nie darf ich wieder heim.“ Er wußte eigentlich nicht, warum er wieder vor diesem Hause stand. Wie ein Ertrinkender klammerte er sich an die beiden Freunde. Daß sie ihn in dieses Elend gestürzt hatten, daran dachte er nicht. Der Gedanke beherrschte ihn ganz: „Nur dieses Mädchen nicht auch noch verlieren, das einzige Wesen, das von Zeit zu Zeit gut ist mit mir, und mit dem ich reden kann.“

Oft dachte er tagsüber, was sie wohl tue, während er bei seiner Arbeit war. Aber er schlug diese Gedanken sofort wieder aus dem Kopf. Es konnte doch unmöglich sein, daß sie ihm nicht treu war. Ihm, der doch so viel für sie getan, und noch alles für sie hergab.

* * *

Ostern war längst vorbei. Der Frühling war mit seiner ganzen Blütenpracht ins Land gezogen. Von den Bergheimen tönten abends froh die Jodler ins Tal. Auf dem Bärtelisacher ging alles im gleichen Tramp. Nur Anneli war bleicher und magerer geworden. Wenn sie Sonntags aus der Kirche trat, ging sie jetzt ohne stehen zu bleiben, an ihren früheren Freundinnen vorbei. Zu Hause werkte und schaffte sie von früh bis spät. Nur die Arbeit hatte für sie Sinn. Kaum gönnte sie sich einmal ein paar Stunden, um zu den armen Kranken zu gehen. Bei ihnen war sie immer froh, packte ihr Körbchen aus, lüftete die Zimmer, ordnete die Betten und gab überall gute Worte. Die armen Leidenden sehnten sich nach ihr. Ihnen brachte sie Sonne in die Krankenstube, Sonne, die sie nur mehr andern geben konnte.

In letzter Zeit ging sie auch hie und da zum Fini auf den Seewlihof. Die alte Magd war derzeit bettlägerig geworden. Doch frug sie nie nach Peter und der Vater war ihr dankbar dafür. Er hätte auch nicht viel sagen können. Er wußte nur, daß der Sektionschef im Dorf einmal sein Dienstbüchlein verlangt hatte, er müsse es in die Stadt schicken. Sonst hätte der Vater keine Auskunft geben können.

Wie den Peter im Kino das Heimweh packte.

In der Stadt brannte die heiße Julisonne den ganzen Tag auf den Asphalt. Die Stadthäuser hatten die Fensterläden geschlossen. Die Menschen gingen müde und geschlagen über die Straßen. Alle, die frei waren, suchten Kühlung im See, im Wald, im Schatten. Selbst abends, wie Peter mit seinem Milchkarren vor den Häusern vorfuhr und sein Milchmannpfiff die Straßen entlang gellte, lag noch eine drückende Glut über der ganzen Stadt. Sobald er seinen Wochenlohn bekommen hatte und frei war, lief er zur Toni. Sie wir schon fertig an-

gezogen zum Ausgehen. Peter kam immer so spät. Man konnte mit ihm nie das ganze Kinostück sehen, weil er so spät Feierabend hatte.

Ueber dem Pilatus stiegen schwarze Gewitterwolken dräuend auf. Ein übermütiger Wind fegte auf den Straßen Papierfetzen und Staub vor sich her. Im Eilschritt liefen Toni und Peter und hinter ihnen ihr Bruder dem Kinopalast zu, in dem das Fräulein ein ganz gerissenes Programm entdeckt hatte. Ganz zuvorderst in dem gefüllten, dumpfen Raum fanden die drei späten Gäste einen Platz. Während auf der Leinwand eine unbekannte elegante Welt in Schlössern und Parks leidenschaftliche Liebe vortäuschte, schimpfte der Bruder, daß sie den Anfang versäumt, und das Fräulein war ungehalten, weil es seine Handtasche mit Puder und Lippenstift vergessen hatte.

Peter starrte mit stieren Blicken auf das zappelnde Bild. Hier konnte er oft sein Elend vergessen.

Der Film wechselte. Er zeigte eine Alpenlandschaft mit weidenden Kühen, struppigen Wettertannen und einer kleinen weißen Bergkapelle. Die Kapelle kam näher und wurde groß. Da sah Peter, wie vor dem Kreuz am Eingang ein Bub und ein Mädchen mit drei Ziegen standen. Sie schmückten das Gitter vor dem Muttergottesbild. Peter sah hungrig auf die Leinwand. Und in sein Herz zog, hier in diesem Haus des Vergnügens, eine wehe Sehnsucht. Die Alp, das Kirchlein, die Geißen! Heimweh wühlte schmerzlich in seiner Brust, so stark, daß er die Leute um sich vergaß, vergaß wo er war. Er schaute nicht mehr auf die wechselnden Bilder. Während die Menge um ihn lachte und sich laut freute ob dem Lustspiel auf der Alp, fiel Träne um Träne auf die schmutzigen Hosen Peters.

Der noble Bruder bestellte Wein.

Das Stück war zu Ende. Der Bauernbub merkte es erst am Gepolter, und weil das Licht unbarmherzig auf seine roten Augen fiel. Im Gedränge beim Hinausgehen rieb er sich unbemerkt die Tränen aus den Augen. Draußen klatschte der Regen auf das Pflaster. Blitze überleuchteten die Lichter der Stadt. Schnell flüchteten sie sich in das nächste Restaurant.

Der noble Bruder bestellte Wein, Fräulein Toni beorderte ein Schinkenbrot und vor dem schweigsamen Peter wurde ein Glas hingestellt, das lange unberührt stehen blieb. Die beiden unterhielten sich fröhlich über den Film. Rings lauter lachende Menschen. Ganz zu hinterst fluchten zwei Betrunkene über Politik.

„So red' doch! Was hast du denn, Peter", sagte Toni.

„Ach, laß doch, er soll schlafen gehen; ist sich nicht gewohnt in der Stadt zu leben. Schlaf doch hier gleich ein, leg dich auf den Tisch und blamier' dich wie immer", sagte der Bruder.

Peter schaute auf, schaute lange in die dunklen Augen seiner Freundin, stund auf, ging ans Buffet, bezahlte alles und schritt, ohne zurückzuschauen hinaus in den Regen, in die brausende Nacht.

Vom Trottoir staunten die Leute den jungen Mann an, der vornübergebeugt langsam mitten in der breiten Straße durch den Regen schritt.

Warum Peter endlich zur Besinnung kam.

Er wußte nicht, wie er heimgekommen, in sein finsteres, kahles Zimmer im obersten Stock, da er am Morgen in seinen nassen Kleidern auf dem Bett erwachte. Er spürte nur noch jenen Schmerz, der ihn nimmer losließ, der in seiner Brust wühlte und pochte wie das Hämmern der Spechte an

einem kranken Baum. Er ging tieftraurig an seine Arbeit.

Der Regen klatschte in gleichen Strömen nieder. Den ganzen Tag lebte er wie im Traum. Der Lärm der Straßen, das Fluchen der Automobilisten, das Keifen der Weiber, nichts konnte ihn aus seinem Sinnen wecken. Wie er abends sein Pferd ausschirrte, dachte er plötzlich daran, daß er gestern ohne Abschied, ohne Gruß seine Freundin verlassen und eine eifersüchtige Angst packte ihn.

Spät war es und Sonntag. Er lief vor das Haus. Doch die Lichter in der Wohnung der beiden waren gelöscht. Er wollte hinauf und nachsehen, aber die Haustüre war geschlossen. Er läutete, doch alles nützte nichts, die beiden waren ausgegangen. Wie er so unschlüssig vor dem Hause stand, vermeinte er das Lachen seiner Toni zu hören, doch es war nur ein verliebtes Pärchen, das, eng aneinander geschmiegt, unter dem aufgespannten Schirm, der für beide zu klein war, lachend vorbeifloh.

Peter lehnte ans Hoftor. Er wartete. Er wollte wissen. Die Angst ließ ihn nicht mehr los. Aus der überfüllten Dachtraufe fielen in gleichen Abständen schwere Tropfen auf Peters Hut. Mit der zähen Geduld des Jägers stand er im Dunkel auf der Lauer.

Hin und wieder geht jemand vorüber. Gleichmäßig strömt der Regen aus der schwarzen Nacht. Autos flitzen vorbei. Peter wartet.

Eine Gruppe bezechter Männer läuft, die Strohhüte unter den Jacken verborgen, vorüber. Peter wartet.

Um elf Uhr kommt wieder Leben auf die Straße. Alles eilt und flieht vor dem Regen unter Dach. Peter weiß schon, sie kommen aus Kino und Theater. Jetzt muß auch sie bald kommen. Mitternacht schlägt von allen Türmen in der Stadt. Peter wartet noch immer.

Endlich kommen sie. Er erkennt sie sogleich an der schlanken Figur und wie sie wiegend Schritt für Schritt einherschlendert. Er atmet auf. Sie sind nur zwei. Es ist keiner bei ihr. Doch wie sie in die Helle der Laterne treten, sieht er, daß es nicht ihr Bruder ist, der sie eng umschlungen hält, sieht wie sie sich unter dem Schirm eng aneinanderschmiegen, hört wie sie sagt:

„Dummer du. Der von gestern? Was glaubst du, ich lasse mich mit einem Bauernlümmel ein? Daß ich nicht lache!“

Hart gehen sie an ihm vorüber, ohne ihn im Dunkeln zu sehen.

Peter muß zuschauen, wie sie ihn vor der Türe küßt, heftig und lieb, wie sie sich ihm nie gezeigt hat. Schon ballt er seine Fäuste, will sich aus dem Dunkel auf den fremden Räuber stürzen. Da nimmt sie den Geliebten am Arm, reißt ihn in die offene Haustüre und Peter hört:

„Komm hinauf, mein Bruder ist heute nicht daheim . . . .“

* * *

Diese Nacht ist Peter nicht auf sein Zimmer gegangen. Wie er dann gegen Mittag in die Molkerei kam, traf er gerade den Besitzer im Hof.

„So, um die Zeit kommt man zur Arbeit, und in dem Aufzug?“ schreit der ihn an. „Mach, daß du zum Teufel kommst, und daß du dich nicht mehr unterstehst, nochmals hierher zu kommen. Fort . . . Lotterbub . . . .“

Peter drehte sich langsam um. Ihm war alles gleich. Er ging über den Hof auf die Straße. Noch immer fiel der gleiche Regen. Er ging, ohne zu wissen wohin, dachte nicht an sein Zimmer. Er hatte ja nichts zu packen. In seinen schmutzigen, zerrissenen Kleidern und durchlöcherten Schuhen ging er quer über die Allmend: Der verlorene Sohn auf dem Heimweg. — —

Wie der tobende Wildbach dem reuigen Peter eine Brücke baute.

Stundenlang ging er so, durch Dörfer, die ihm bekannt waren, schaute weder rechts noch links.

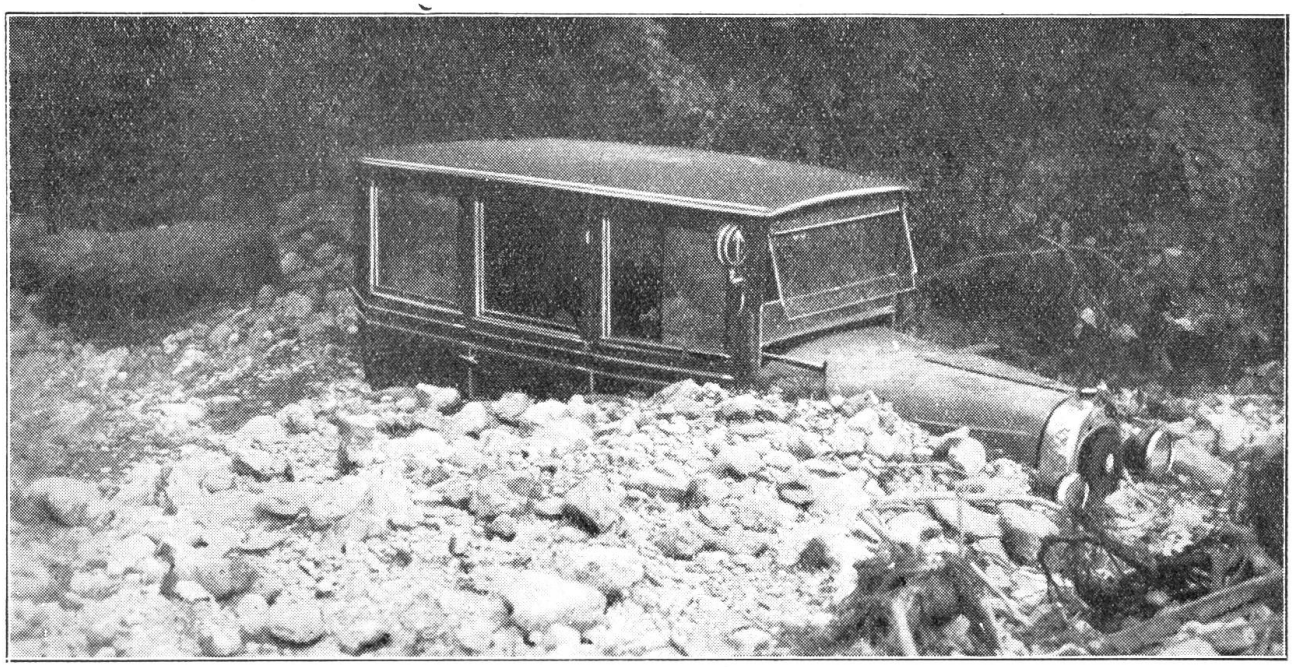
Kein Mensch achtete auf den Landstreicher. Müde war er und die Füße schmerzten. Langsam verlöschte der Regentag. Er merkte, daß es dunkel wurde und war froh, daß er nun in der Nacht heimkam. Wie er durch das letzte Dorf vor

ſeinem Heimatort ging, lag alles ruhig und ſtill, kaum ein beleuchtetes Fenſter. Die Stille wurde nur unterbrochen vom fallenden Regen. Kaum hatte er das Dorf verlaſſen, hörte er die Glocken ſeiner Heimat. Laut und ernſt tönten ſie durch die Nacht. Peter freute ſich an dieſem Klang. Sein Heimweh hatte endlich einen Gruß bekommen. Kaum war dieſe Freude bei ihm eingezogen, ſtutzte er.

Warum läutete es mitten in der Nacht?

Da erhob auch ſogleich die Feuerglocke von der Kirche, an der er eben vorbeigekommen war, ihre gellende Stimme. Peter beſchleunigte ſeine Schritte. Nun war er endlich erwacht, wußte, wo er war, wußte, daß irgendwo Not ſei, daß er vielleicht ſogar helfen könnte. Er fing zu laufen an. Da, auf einmal waren Lichter um ihn, rings in den Bauernhäuſern. Grelles Licht fiel auf die Straße. Kaum konnte er ſich in den Dornhag lehnen, als mit Gepolter ein Laſtwagen vorüberfuhr. Er ſah einen Haufen Leute darauf. Helme blitzten im Dunkel. Da glaubte er, daß es in ſeinem Heimatort brenne. Doch nirgends ſah er Feuer oder eine Röte am Himmel. Er rennt. Im Dorfe angekommen, findet er alles auf den Beinen. Er ſtürmt einfach den Leuten nach. Eine Frau ruft an ein Fenſter hinauf: „Der Wildibach kommt!“

Nun hört auch er das dumpfe Gepolter, das Toſen des Waſſers. Er ſchwenkt mit den andern von der Straße ab, rennt über die Matten. Da verſinkt ſein Fuß im Schlamm. Er hört rufen, ſtolpert mitten in der Wieſe über Steine. Da ſind Lichter, da ſind Menſchen. Irgendjemand drückt ihm eine Schaufel in die Hand. Knietief ſteht er im reißenden Waſſer. Er ſchöpft und macht mechaniſch, was er als Bub ſchon oft gemacht, wenn der Wildibach kam. Er will fragen, ſchreit nach rechts, wo jemand ſteht, doch das Toſen des Waſſers überlärmt jede menſchliche Stimme. Sobald er aufhört, ſtaut ſich das Waſſer. Da blitzt ihm ein Gedanke auf: das iſt ja *ſein* Wildibach, und der Vater . . .? Eine entſetzliche Angſt um den Vater legt ſich auf ſeine Bruſt. Da rollt ein großer Stein durchs Waſſer gerade auf ihn zu. Er weicht aus, irgend etwas drückt ihn ins Waſſer und reißt ihn fort. Im Dunkel greift er nach allem, kann ſich irgendwo halten, kann wieder aufſtehn, ſteht vor einem Mann, der mit einem Flößhacken arbeitet. Im Schein einer ſchwankenden Laterne erkennt er den Mattſepp, faßt ihn am Arm und ſchreit ihn an:



An die Unwetterkataſtrophe vom 5. Juli erinnert das Bild dieſes einſamen, verſchütteten Autos an der Rickenbacherſtraße.

„Wie ist es oben? Ists oben auch so?“ Der schreit zurück: „Oben ist nichts, hier ist Not, schaff hier.“ Der Mattsepp, sein alter Widersacher, hatte ihn nicht erkannt. Beide schafften weiter. Langsam wich die schreckliche, gefahrvolle Nacht. Schon sah er den gegenüberliegenden Damm. Da hielt der Mattsepp über ihm inne und schrie: „Peter, du?“ Im selben Augenblick flieht der Boden unter ihnen. Das Wasser nimmt plötzlich und unvermutet einen andern Weg, überspühlt den Damm und reißt den Mattsepp mit. Peter sieht noch, wie sein Kopf hart gegen einen Stein schlägt. Er springt ihm nach. Stein, Holz, Schlamm, Wasser, alles bordet und stößt und tobt. Da kann Peter im Strudel Sepps Arm fassen, hält ihn fest. An einer Tanne, die für einige Augenblicke quer über das Wasser liegt, kann er sich halten, kann sich daran aufrichten. Er schleppt den bewußtlosen Sepp gegen das Bord. Er spürt wieder Grund. Nun hat ers erreicht. Aufgeregte Männer ziehen den blutenden Sepp auf die Steine. Peter siehts. Da streift der Dolden eines angeschwemmten Baumes seine Schulter. Er fällt und weiß nichts mehr ...

* * *

Oben im Seewlihof schleppte sich der Vater in die Kammer. Er war die ganze Nacht im Graben im Wasser gestanden. Nun legte er sich fiebernd ins Bett.

* * *

Peter erwacht. Gerade vor ihm an der Wand hängt ein Muttergottesbild. Lange schaut er auf das Bild, auf die helle Wand, und spürt, daß etwas kalt von seiner Stirne tropft. Er hört ein Rauschen von Kleidern neben sich und schließt die Augen wieder. Er fühlt, wie jemand sich mit ihm zu schaffen macht. Seine Finger spüren eine Bettdecke und mit geschlossenen Augen hört er, wie jemand näher tritt und frägt: „Ist er noch nicht zu sich gekommen?“ Da antwortet eine weiche Frauenstimme:

„Pst, er schläft, er hat vorhin die Augen geöffnet. Vielleicht, daß er's überhaut.“

Da entfernen sich leise die Schritte und die Männerstimme sagt wieder:

„Ist doch eine Hoffnung. Gott sei Lob und Dank!“

Peter fühlt Schmerzen im Kopfe, aber unendliches Glücksgefühl in der Brust: es hat jemand Angst um sein Leben! Es ist jemand um ihn, der ihn pflegt, der gut zu ihm ist. Und mit diesen glücklichen Gedanken schläft er ein.

* * *

Der Abend kam ins Tal. Der Regen hatte aufgehört. Nebel und Wolken hingen noch schwer am Himmel, doch aus einem Stücklein schwarzen Himmels leuchtete der Abendstern. Da riß sich der Kranke im Zimmer aus seinem Schlafe auf und schrie: „Mein Vater!“

Die Bauersfrau, die neben dem Bette ob der langen Wache eingeschlafen war, erschrack. Dann legte sie beruhigend die Hand auf Peters Schulter, drückte ihn sanft in die Kissen zurück und sprach:

„Mußt ruhig sein! Dein Vater ist oben im Seewlihof. Er weiß von nichts.“

„Und der Bach oben, das Haus, der Bärtelisacher?“

„Darfst nicht so viel reden, hat der Doktor gesagt. Alles ist gut, nur ruhig sein.“

„Wo bin ich?“

„Kennst mich denn nicht? Die Mattfrau?“

„Und der Sepp?“, frägt Peter, und sitzt wieder auf.

„Ist eben da gewesen, hat nach dir gefragt. Hast ihm aus dem wilden Wasser geholfen, tapferer Bub, braver.“

Soviel Glück konnte Peter ja gar nicht ertragen. „Tapferer, braver Bub“, hatte jemand zu ihm gesagt! Er riß die Bettdecke weg und mit einem Sprung stand er auf dem Boden. Die Frau wollte ihm wehren. Doch da hielt er sich schon an der Kommode und setzte sich auf den Stuhl. Sein Kopf schmerzte. Doch die Glieder waren heil. Auf einmal war er ganz munter geworden.

„Frau, gute, liebe, gib mir die Kleider. Laß mich, laß mich heim!“

„Geh, leg dich nieder. Morgen wenn's Tag ist, kannst dann heimgehen. Bist den ganzen Tag hier ohne Verstand gelegen.“

„Nein, jetzt, ich kann schon, laß mich gehen.“

* * *

Peter hatte nicht nachgegeben. Sie mußten den Knecht wecken. Mitten in der Nacht ist Peter mit ihm gegen die Sennhütte und dann den steilen kurzen Weg mühsam gegen den Seewlihof hinauf gegangen. Als er Licht sah in des Vaters Kammer, schickte er den Knecht zurück.

„Ist nicht mehr weit. Bist auch müde. Geh schlafen. Jetzt find ich den Weg schon heim“, sagte Peter mit eigener Betonung, schüttelte zum Dank dem Knecht die Hand und stieg langsam gegen sein Vaterhaus hinauf. Wie er oben in die Haustüre tritt, hörte er seines Vaters Stimme leise sprechen. Mit ein paar Schritten ist er durch die Stube an der Kammertür, und reißt sie auf. Da sitzt der Vater fiebernd im Bett. Eine weiße Frauengestalt steht bei ihm. Die sieht sich erschreckt nach ihm um, legt einen Finger an den Mund, während der Vater im Fieber spricht:

Er schleppt den bewußtlosen Sepp gegen das Bord.

„Sags niemandem, niemandem, keinem Menschen, Bub, was du gesehen hast. Niemand darf wissen, daß der Peter seinen Vater geschlagen hat. Sicher nicht, kein Mensch.“

Langsam sank der müde Kranke in die Kissen zurück und neben dem Bett sank Peter in die Knie, suchte sachte die Hand des Fiebernden, faßte sie mit beiden Händen, legte seine blutende Stirne darauf und weinte laut:

„Vater!“

Wie die Liebe alles verziehen hat.

Anneli lehnte bleich an den Ofen zurück, schaute wie gebannt auf den knienden Peter, schaute auf seine Schultern, dort wo der schmutzige Tschopen zerrissen war. Sie konnte nicht denken. Daß er hier war, ihr Peter, plötzlich, in diesen Kleidern, mit verbundenem Kopf, hatte sie betäubt. Nur ein Gedanke erwachte in ihr: fort! . . . Nun er zurück war, mußte *sie* gehen. Und sie ging. Leise, Schritt für Schritt verschwand sie, ohne daß der schluchzende Sohn es merkte.

Als Peter seinen Kopf erhob und auf den Vater blickte, sah er die geschlossenen Augen eines ruhig Schlafenden. Er blickte um sich. Da war doch eben s'Anneli gestanden. Während er seine Blicke suchend umherschweifen ließ, hörte er oben an eine Türe klopfen, sprang auf, hörte das alte Fini über die Diele schlürfen, er vernahm, wie Anneli an Finis Schlafzimmertüre sprach:

„Der Vater schläft jetzt. Peter ist zurückgekommen. Schaut, daß die Aufregung dem Kranken nicht schadet. Ich schicke jetzt eine Pflegerin. Wenn es schlechter gehen sollte, gebt mir Bericht. Schickt den Hüterbub. Ade Fini.“

Peter stand unter der Kammertür, hörte, wie Anneli sorgsam die Stiege herunterkam, wie dann die Haustüre leise ins Schloß fiel. Dort ging sein Glück, floh aus dem Hause, weil er gekommen war. Und der Vater hatte ihn nicht erkannt.

Das alte Fini kam in die Stube hinunter, fand den Peter auf der Ofenbank sitzen. Sie schickte ihn ins Bett, wechselte ihm den Verband und rüstete ihm frische

Kleider, verbot ihm aber, nochmals zum Vater hineinzugehen, bevor die Pflegerin da wäre, und verließ ihn.

Als er am Morgen ſpät erwachte, ſtund er mühſam auf, ging leiſe die Treppe hinunter und in den Stall. Was wollte er tun? Der Knecht vom Bärtelisacher und der Hüterbub hatten die Kühe beſorgt. Nicht einmal Arbeit war für ihn da.

Nachmittags kam die Schweſter: eine gute, beſorgte Pflegerin. Sie plauderte ganz ruhig mit dem Vater, bettete ihn hoch, kochte ihm etwas zu eſſen. Nahm dann auch Peter den Verband ab, wuſch die Wunde und wollte ihn ſogleich wieder ins Bett ſchicken. Doch er bat, zuerſt zum Vater gehen zu dürfen. Er mußte zuerſt den Stein von ſeinem Herzen wälzen. Die Schweſter wollte ihm gerne behilflich ſein.

Gegen Abend. Der Kranke war etwas ruhiger geworden. Kurz und mühſam ging der Atem. Doch die Hände lagen ohne Zittern auf der Bettdecke und die Lippen bewegten ſich wie im Gebet. Die Schweſter ſaß ruhig neben ihm.

„Wo iſt Anneli", frug der Vater.

„Iſt heim gegangen, hat gar viel zu tun", antwortete die Pflegerin ruhig. „Dafür bleib ich heute bei euch die ganze Nacht."

„Nun bin ich ganz allein, zu fremder Leute Laſt, mit mir gehts zu Ende."

„Nein, Vater, es geht doch wieder beſſer. Das Schwerſte iſt ſchon vorbei."

„Muß ſterben, ganz allein. Peter iſt fort, und nun hat mich das liebe Anneli auch noch verlaſſen."

Die Schweſter hatte nur darauf gewartet, bis der Vater von Peter ſprechen würde und ſagte leichthin:

„Soll ich dem Peter berichten? Der kommt ſchon heim."

„Wenn man wüßte, wo er iſt. Geſtern habe ich geträumt, er wäre da. Es war ein bitteres Erwachen. Wenn's doch auch wahr geweſen wäre. Ich habe ihn trotz allem ſo lieb. Wenn ich auf dem Friedhof bin, dann kommt er heim. Dann ſagt ihm, ich hätte ihm alles verziehen."

„Nein, er kommt bald, euer Peter. Er ſoll doch auf dem Heimweg ſein. Aber regt euch nicht auf, Vater. Wenn ihr ſchön ruhig liegt und nicht fiebert, kann ich ihn euch gleich hereinbringen, wenn er kommt."

„Das kann nicht ſein. Ich habe lange gewartet. Ich glaube, jetzt iſt es zu ſpät."

„Wir wollen zuſammen einen Roſenkranz beten für den armen Bub", ſagte die Schweſter und fing gleich an.

„S'iſt nicht der erſte", ſprach mühſam der Vater und betete leiſe mit.

Wie dann die Schweſter in die Stube hinaus gegangen iſt, hat ſie den Bub am Tiſch weinen geſehen.

* * *

Beim Erwachen des Vaters war Peter bei ihm. Diesmal war es kein Traum. Der Vater hatte es lange nicht geglaubt. Peter ſagte zu ihm:

„Vater, lieber, kannſt du mir verzeihen?"

Da erkannte er Peters Stimme, griff nach ſeiner Hand, hielt ſie lange feſt und ſprach zur Schweſter:

„Jetzt iſt alles gut. Herrgott, haſt mir meinen Bub wieder gegeben. Herrgott, ich danke dir."

Peter war wie verwandelt. Gerne hätte er laut ſein Glück in alle Welt hinausgerufen und noch lieber wäre er immer ſtill bei ſeinem Vater ſitzen geblieben. Wie Bilder einer längſt vergangenen wüſten Zeit lagen in ſeiner Erinnerung die letzten Monate.

Drüben im Bärtelisacher waren die Buben auch heimgekehrt von der Arbeit am Bach. Das Nötigſte war nun getan. Anneli ging mit übernächtigen Augen und todmüde ſeiner Arbeit nach. Oh, wenn doch endlich der Abend käme, daß es ſtill für ſich in ſeinem Kämmerlein in ſeine Kiſſen weinen könnte. Aber die Leute hatten den ganzen Tag ſtreng gearbeitet und waren tropfnaß heimgekommen. Da durfte es nicht zurückbleiben und ſtellte ein gutes Nachteſſen für ſie auf den Tiſch.

Nach dem Tiſchgebet ging Anneli wieder in die Küche. Wie leicht konnte jemand vom Peter reden. Und was hätte es dabei getan? . . . Da hörte es durch die halboffene Türe den Vater ſprechen:

„Der Peter hat ſich gut gehalten. Das muß ihm ſein ärgſter Feind laſſen."

Drauf gibt der Aelteſte zurück: „Der Mattſepp wäre eine Leiche, wenn der Peter nicht mitten in den Strudel hinein ihm nach wäre.“

Drauf der Vater: „Iſt doch ein tapferer Bub, der Peter, kann einer ſagen, was er will. Schon mancher hat in der Jugend tolle Streiche gemacht. Aber nicht jeder hat ſo jung mit großer Lebensgefahr ſeinen Feind gerettet.“

Da iſt das Mädchen in der Küche ganz leiſe hinauf gegangen in ſein Zimmer.

* * *

Der nächſte Tag ging vorüber. Zweimal ſchickte Anneli den jungen Bruder in den Seewlihof, um dem Vater nachzufragen; und immer und immer wieder mußte die Mutter erzählen, was der Vater über den Peter geſagt hatte.

„Im Seewlihof gehts beſſer“, brachte der Bub Bericht.

Nach dem Mittageſſen des andern Tages, die Sonne ſchien heiß aus dem herrlich blauen Himmel, ſah einer von den Arbeitern am Wildibachgraben s'Anneli vorübergehen, ſah zu, wie es bei den äußerſten Tannen gegen den Seewlihof lange ſtehen blieb. Anneli wartete, bis es den Peter oben am Rain erblickte. Er ging in den oberſten Zopf des Heimens hinauf. So konnte es wohl ungeſehen für einen Augenblick zum Vater hinüber.

So gegen Abend verließ das blonde Meitſchi das Haus, wollte bei dem Gaden vorbei. Da kam Peter mit dem Eimer aus dem Stall. Beide blieben erſchrocken ſtehen.

„Anneli“, rief Peter, und ſchaute gleich darauf wieder auf den Boden. Da wich der Stolz von Anneli und ganz lieb ſprach es zu ihm:

„Haſt dich wacker gehalten, am Wildibach, hat mein Vater geſagt.“

„Anneli, du kannſt noch ſo zu mir reden, nach allem?“

„Du biſt ja wieder da“, ſagte Anneli, „und haſt dem Sepp aus dem Wildibach geholfen, das war brav.“

„Der Vater hat mir verziehen“, gab Peter gepreßt von ſich. —

„Jetzt muß ich gehen, Peter. Grüß mir den Vater. Auf Wiederſehen morgen.“

Lange blieb Peter, den Eimer in der Hand, unter der Stalltüre ſtehen und ſchaute, wie mit leichten Schritten ſein Meitſchi auf dem ſchmalen Fußweg dem Wildibachgraben zueilte. Auf Wiederſehen morgen, hatte es geſagt. Nun war ihm, als ob die untergehende Sonne wieder auferſtehen wollten, — als ob von dort drüben hinter dem Rain ein neuer ſchöner Tag aufſtünde.

Dem Vater gings etwas beſſer. Wie Peter am andern Morgen von der Sennhütte herauf kam, ſchaute er ſchnell in die Kammer, und da er den Vater ruhig ſchlafen ſah, ſetzte er ſich leiſe zum Eſſen hinter den Tiſch. Nach dem Kalazzen fing er an, die Milchbüchlein nachzuſehen und auszurechnen. Wie er ſo ſaß und ſchrieb, öffnete

Das entſetzliche Erdbeben, das Süditalien in der Nacht des 22./23. Juli heimgeſucht hat, gehört zu den ſchwerſten Kataſtrophen dieſes Jahrhunderts. Es hat rund 2200 Todesopfer und doppelt ſoviele Verletzte gefordert. Unſer Bild zeigt Aufräumungsarbeiten in dem vollſtändig zerſtörten Melfi.

ſich lautlos die Türe. Ein Körbchen, eine bunte Schürze, ein blonder Lockenkopf, kam s'Anneli herein.

„Wie gehts dem Vater?"

„Pſt", ſagte Peter und legte den Finger an den Mund, „er ſchläft. Komm ſetz dich, kannſt warten, bis er erwacht. Anneli, komm, ich muß dir vieles ſagen."

Ganz ernſt, und ohne ein Wort zu ſprechen, ſetzte ſich das Mädchen an den Tiſch, ſtellte das Körbchen voll guter Sachen zwiſchen ſich und Peter, damit es den Bub nicht ſo ganz ſehen mußte, wie er ſich quälte.

Nach langer Pauſe beginnt Peter zu ſprechen, ohne von ſeinen Milchbüchlein aufzuſchauen: „Du weißt ja, wie ich bin, jähzornig und geih. Das hat mich ſoweit gebracht. Ich hatte meinen Verſtand verloren. In dieſem jähen Zorn habe ich den Vater geſchlagen. Nachher habe ich in der Wut noch ſein Geld mitgenommen."

„Peter, hör auf", ſchreit s' Anneli.

„Er hat es dir nicht geſagt, ich weiß ſchon. Er war immer gut zu mir. Ich hab's nie ſo recht gewußt. Jetzt weiß ich's Anneli, und du ſollſt's auch wiſſen. Alles ſollſt du wiſſen: daß ich in der Stadt das Geld verſchleudert habe, daß ich die ganze Zeit einem Mädchen nachgelaufen bin."

Hinter dem Körbchen fiel Träne um Träne auf die bunte Schürze. Anneli weinte, weil er ſo viel durchgemacht, ſo tief geſunken war und weil es trotz alldem ſeine Liebe nicht erſticken konnte.

„Schau, wie ich das getan hatte, an meinem Vater, da wußte ich: damit hatte ich auch dich verloren. Ich wollte mich rächen für den Verluſt, wollte in der Nähe dieſer leichtſinnigen Perſon dich vergeſſen und mein Elend.

„Der Herrgott hat mich nicht noch tiefer fallen laſſen, trotzdem ich nicht mehr zu ihm betete. Er hat mir gezeigt, wo ich war und hat mir einen Schupf gegeben heimzu. Glaub mir, Anneli, es war hart, fort zu ſein, in der Nacht in einem Schuppen zu frieren und tagelang kein Eſſen zu haben. Aber ſtärker als Hunger und Kälte wühlte in mir der Schmerz um den Verluſt des Vaters und der Gedanke, dir weh getan zu haben."

Anneli vergrub ſein Geſicht in beide Hände und ſchluchzte laut.

„Der Herrgott hat mich heimgeſchickt, hat mich an den Bach geſtellt, hat mich unſern Leuten helfen laſſen."

Peter ſchaute lange vor ſich hin. „So nun weißt du alles, alles. Du kannſt mir wohl nicht verzeihen, wie der Vater ...."

„Peter", ſagte Anneli weich und ſtreckte ihm ſeine Hand entgegen, „ich habe dir ſchon längſt verziehen."

Da tönte aus der Kammer des Vaters rauhe Stimme:

„Anneli, Peter!"

Beide fuhren zuſammen, wie Kinder, die ertappt werden, ſprangen auf, ſo daß Anneli's Stuhl hintüber fiel, und traten in die Kammer.

Der kranke Greis ſaß hochaufgerichtet im Bett. „Ich habe euch beiden zugehört. Du, Anneli, biſt das einzige Weſen, das alles weiß. Keinem Menſchen hab ich's geſagt. Kein Menſch ſoll's weiter erfahren. Gelt, Anneli, bringſt nicht über einen kranken alten Mann die Schande."

„Vater, redet nicht ſo", ſpricht das Mädchen beruhigend, und drückt ihn ſanft in die Kiſſen zurück. „Ich habe euch ja ſo gern. Ihr könnt ſicher ſein, ich ſag's keinem Menſchen."

„So iſt's gut. Und du Peter, mußt dem Anneli dein Lebtag dankbar ſein."

„Vater, willſt du nicht für mich ein gutes Wort einlegen", tönts leiſe von der andern Seite des Bettes herüber.

„Schau Anneli", ſpricht leiſe der kranke Greis, „ich habe ſeit Jahren eine ſchöne Hoffnung gehabt. Habe immer mit Freuden euch beiden zugeſchaut und auf den Augenblick gewartet, da ich euch meinen Segen geben könnte. Nun bin ich wohl nicht mehr lange bei euch. Anneli, laß mich dieſe Hoffnung hinübernehmen ins andere Leben."

„Vater, redet nicht ſo", ſagt das Mädchen. „Nun iſt ja Peter zurückgekehrt. Und wir beide, gelt Peter", und ſie reichte ihm ihre ſchmale Hand über die Bettdecke hinüber, „wir beide, Vater, ſind hier bei euch und bitten um euern Segen."

„Anneli“, ſchreit Peter, und ergreift die Hand. „Vater! Vater, nun mußt du aber bei uns bleiben, mußt's noch ſchön haben mit uns.“

„Ihr lieben Kinder“, lächelt der Kranke, „Gott der Allmächtige ſegne euch beide!“

Und während ſie zu beiden Seiten des Bettes niederknieten, legte der Vater ſeine Hände auf ihre Häupter und betete:

„Herr, Gott, laß ſie miteinander glücklich ſein!“

— — — — — — —

* * *

Viele Jahre ſind ins Land gegangen.

„Du kannſt mir wohl nicht verzeihen, wie der Vater ...“

Der Winter ſteht eiſig kalt über den Bergen und bis ins tiefſte Tal liegt Eis und Schnee. Die Weihnachtsglocken läuten im Dorf.

Oben im Seewlihof in der Stube ſitzt Peter hinter dem Tiſch neben ſeiner Frau. Sie ſchauen glücklich in den Glanz des Chriſtbaumes. Der kleine Peterli ſitzt am Boden und ſpielt mit Nüſſen, die ihm das Chriſtkind gebracht. In der Ecke beim Ofen auf dem Polſterſtuhl wiegt der Großvater das kleine Anneli in den Armen.

Da innen herrſcht lauteres Weihnachtsglück — und draußen ſingen die Engel: „Friede den Menſchen auf Erden, die guten Willens ſind.“

— Ende —

Der Wecker.

„Aes iſcht doch ai äs tuiſigs Zijg,
wenn dui nid gnuäg chaiſt ſchlafä
und grad wiä d'Uruäh i der Uihr
doch eiſter ſettiſt ſchaffä.

Am drij gwiß ſcho der Giggel chäriht:
„Stand uif, dui fuilä Bleger!“
Und gleitig chund de ai der Buir
und jagt di uſem Gleger.

„Da dra iſcht nur der Giggel d'ſchuld,
der wiäſti, chrottä Briäli.
Doch wart jetz nur, ich will der tuä,
dui dunndersſchieß'ge Striähli!“

So ſchimpft der Mänz, im Buir ſij Chnächt;
s'lijt ihm ſcho lang im Mage,
und gahd und packt das Giggelveeh
und dreiht ehm um de Chragä.

Und wiä ner's hed, ſo ſtahd der Buir
grad näben ihm wiä g'malet.
„Was heſcht da gmacht!“ ſchnerzt ähr ihn a.
„„Dä Wecker zrugg g'ſpiralet!““

Was wijter duä der Buir hed gſeit,
das chan ich nid verzellä;
ich ha dä Mänz duä nimmä gſeh
und ai nid fragä wellä.

Pater Adelhelm Zumbühl.